



Nr. 7.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1926.

Blütenschnee im Alten Lande.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Ein Tag im lachenden Blütenland . . .
Kraftgestärkt treten wir wieder durch das Tor der Alltagsarbeit zurück. Mit einem reichen Schatz an Frohsinn und Lebensfrische.
Freilich, wer mit verbundenen Augen, beherrscht von Sorgen und Grübeln und vom kalt prüfenden Verstande hinauszieht, dem offenbaren sich die Wunder dieses Märchenlandes nicht. Wer in dem blühenden Kirchbaum nur „ein Glied der Umbgabelaceen sieht, dessen Blüten weiß und einzeln oder in seitenscheinigen Dolden angeordnet sind“, wer es nicht fertig bringt, an einem solchen Tage den Verstand einmal „einbüten“ zu lassen, wenn das Herz auf Wanderung gehen soll, der lasse den Wanderstock hinter dem Ofen stehen. Er hört nur den heiligen Gleichklang und den Frieden der segenspendenden Gottesnatur.

Das Salztor von Stade.

Nur einige hundert Schritte — und wir sind aus dem Banubereich des Städtchens heraus. Weiße, grüne Wiesenflächen überfliegt unser Auge. Auf den Feldern grasen Herden rotbrauner Rinder; im übermühten Lauf tummeln sich Hühner von edlem Blut. Das Gold der Dotterblumen und das Himmelblau der Vergißmich nicht umsäumen in langen Linien die Gräben.

Da der blühende Obstwald.

In verschwenderischer Fülle segnet die Werbelkraft Gottes in jedem neuen Lenz das Land.

Statt des Winterschnees, der unter der Frühlingssonne Strahl dahinschwand, spannt Mutter Natur eine andere weiße Decke von zartem Duft über das blattlose Geäst der Bäume.

O, nun öffne weit die Fenster deiner suchenden Seele, fasse mit beiden Händen die Strahlenbündel der Sonne und senke sie tief in des Herzens Grund.

Da flattert die Sehnsucht hinaus an die Brust der Natur. Wie ein Kind in die ausgebreiteten Arme der lächelnden Mutter. Hell aufjauchzend.

Blicke nur recht um dich. So wirst du sie schauen, die Schönheit, in ihrem Glanz und im schimmernden Gewand. Nicht auf bestäubter Heerstraße, aber auf einsamem Weg, unter dem sich wölbenden Blütendach wird sie dir entgegentreten und dir heilgrüßend die Hand reichen. Denn sie späht nach Seelen, die sie suchen und erkennen.

Sonntag morgen.

Von nah her tönen ernst die Glocken, und feierlich klingt ihr Geläut durch den festlich geschmückten Blütendom. Heute ist die große Liebesfeier im Blütenland. Das Lichtfest nach langem Winterschlaf. Millionen Lichter flammen auf, ein Meer von Strahlen umflutet uns.

Da sind, soweit die Blicke gleiten,

Altäre köstlich aufgebaut.

Und all die tausend Herzen läuten,

Zur Liebesfeier dringend laut.

Im sonnigen Strahl flattern ungezählte Scharen von Bienlein und Käferchen umher, und huschen von Stern zu Stern. Das brummt und summt wie fernes, fernes Meeresrauschen, wie ein wogendes Stimmengewirr aus ewigen Welten. Und dazwischen erklingen, hellschmetternd wie Trompeten die Herzlieder der gesiederten Sängers aus seliger Brust.

Ach, könnte man in eure Träume schauen, ihr duftigen Blüten, könnte man eure Sprache deuten. Wie Gott Mooser möchte man unerkannt euch belauschen. Das wäre das rechte Schauen. In eurem Flüstern

und Raunen, in eurem Nicken und Kosen liegt Liebesglut und höchste Seligkeit . . .

Frühlingsfest ist heute.

Gebendet von soviel Pracht sucht das Auge den Horizont. Wir bestiegen das flache Dach eines Hauses in Grünendeich.

Welch ein Gemälsel!

Rings liefern die Höhen von Agathenburg, Stade, Dollern, Altkloster und jenseits der Elbe dem farbenprächtigen Bilde den schlichten, breiten Rahmen.

Dort die Agathenburg. Einst vom Grafen von Königsmarck erbaut, um auf diesem herrlichen Hochsitz Ruhe zu finden nach des rauhen Krieges Stürmen. Hier erblickte „die schönste Frau ihres Jahrhunderts“ oder nach Voltaires Ausspruch „die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte“; Aurora von Königsmarck. Von treuer Mutterhand in der Heimat gehegt und gepflegt — draußen in der Welt verdorben, gestorben.

Von fernher grüßen die Türme von Stade, die schon stannend auf die stürmenden Krieger der Dänen und Schweden herabschauten und um deren Häupter die Kugeln Tillyscher Feldzüge sausten. Auf dem Bergfried, auf dem Hofe derer von Zesterfleth, lag er auch in Quartier, ehe er die Mauern Stades berannte.

Lübe.

Der Mittelpunkt des Kirchenlandes. Auf langen Brücken strömen die Menschen aus der Großstadt herein ins Land. Zu Hunderten und Tausenden. Auf bunten bewimpelten Schiffen trägt sie der Strom heran. Der Elbstrom. Die königliche Heerstraße, auf der einst Simon von Utrecht mit flatternden Fahnen die Seeräuber nach Hamburg fuhr, auf der nun die Riesenleiber der Schiffe ruhmkündend in ferne Länder ziehen.

Hinter dem Schleier von Dunst und Nebel aber pocht es fort und fort . . . An den Ufern der Wellstraße bauten treue Sitte und alter Brauch ihr Haus. Aus dem lichten Weiß lugen traulich die Giebel der Altländer Bauernhäuser, so bunt und schmutz und farbenblank, wie die Natur, die sie umgibt.

Und drin ist alles so friedvoll und harmonisch geordnet, weil der Bewohner dieses Ländchens jedem Gebild ein Stück seiner eigenen Seele lieh.

Hier haben alter Brauch und alte Sitte ihre Heimstatt behalten, trotz der verwüstenden Wirkung der Elbfluten, die so manches Dorf auf den Grund zogen, trotz der wilden Kriegstürme, die über das Land dahibrausten.

Im Innern hier ein paradiesisch Land,

Da rase, Flut, bis auf zum Rand.

Der Altländer hat seine Heimat aus dem Chaos gehoben und gegen den Strom die starke Wehr gesetzt; er ist der wirkliche Schöpfer und Eroberer seines Bodens. Als Kolonist hielt er an seinen Sonderheiten und Eigenarten fest, ein Insulaner mitten im Sachsenstamm. Die Schwanenköpfe auf dem Dache, die Donnerbesen und Teufelsmühlen im zierlichen Fachwerk, die Glückssymbole über der Eingangstür: sie alle sind Zeugen aus alter Zeit.

Wie schrieb doch der beste Kenner unserer Marschenlande, Dr. von der Osten?

„Hier vereinigt sich alles zu einem Stimmungsbild von eigenartiger Geschlossenheit und bezauberndem Reiz. Ich möchte allen wünschen, daß sie einmal die Freude haben könnten, an einem sonnigen Frühlingstage durch den Blütenschnee dieses meilenlangen Kirchenwaldes zu wandern. Vielleicht werden sie mir dann zustimmen, daß sich in deutschen Landen kein Erdenwinkel findet, der das Alte Land an charaktervoller Lieblichkeit übertrifft!“

Als im April 1825 die Sturmflut zum zweiten Male ins Land brach,

da stand das Alte Land gerade im schönsten Blütenflor. Wieviele Hoffnungen und Wünsche und Blütenträume wurden in der einen Sturmnacht da jäh gebrochen und zerstört!

So nah beieinander liegen Blüten und Welken, Freud' und Leid, Lachen und Weinen, Kommen und Scheiden. Auch ihr Blüten im lichten Kleid trägt in euch das Sehnen nach Erfüllung und Vollendung. Ein selbiges Beglücken umspielt euren reinen Flor.

Wie leise Seligkeiten den Mund einer jungen Frau anlächeln.

Doch hütet euch, ihr Kinder des Lenzes,

Wie leicht trifft euch des Frostes Heulerbeil!

Wie schnell fliegen die Stunden eurer Seligkeit dahin.

Nur einige Tage noch.

Dann küßt auch euch der Tod die blassen Wangen.

Ihr werdet dahinsinken und die Schwestern all.

Aber das Grab öffnet sich,

Wenn ihr scheidet, schmückt das hoffende Grün euren Stamm.

Was ihr gesollt und gewirkt, das bleibt für den Sommer leuchtende Frucht.

Tag des Lenzes, du segnest deine Kinder.

Auch unser Haupt.

Als Verkünder einer tröstenden und ewigen Weisheit.

Zur Namengebung des Landes Wührden.

Von Professor Dr. R. Stuhl.

II.

Landwührdens Burgen.

Eine häufig vorkommende Benennung in Landwührden ist *Burg*. Da gibt es eine Hadschenburg in Oberwarje, eine Zinkenburg in Neterlande, eine „Burg“ in Oldendorf hart an Wiensdorf, eine Kloppeburg in Mathausen, südlich eine Schwegen- oder Schwingenburg.

Der Ausmärker, wie man früher den Fremden nannte, vor allem der mittel- und süddeutsche Landfremde könnte bei diesen Namen vielleicht, da er bei dem Worte *Burg* an seine Ritterburgen denkt, stolz und kühn, wie sie stehen an der Saale hellem Strande, oder an den Ufern des Main, der Donau und des Rheins, meinen, Landwührden sei ein „Burgenland“, dann hörte, was man da alles eine *Burg* nennt, dann hörte, was man da alles eine *Burg* nennt.

„Hadschenburg“ heißen die kleinen Häuser am Südenende des Dorfes Oberwarje. Es ist ein Spottname gleichbedeutend mit *Itzchenburg* = *Boggenburg* (Frosch- oder Krötenburg). Hetschen (in Ausbach: Hitzchen) heißen auch in Süddeutschland die großen Gartenkröten. „Zinkenburg“ werden die Häuschen in der Nähe des Deichs bei Neterlande genannt. Der Name hat wohl nichts mit den munteren Zinken zu tun, sondern bedeutet: *Sumpfburg*. „Zenne“ heißt das Moor, der Sumpf, wonach „Zimland“, das Land der tausend Seen und Sümpfe seinen Namen hat. Bekannt sind ferner die „Zennen“ an der Wasserlaute, niedrige Wiesen mit moorigem Untergrunde. Auf der „Kloppeburg“ wurden früher die Feldfrüchte im Freien auf dem durch die Sommerhitze gehärteten Kleeboden „gekloppt“, d. h. gedroschen, wie das allgemein in den Mittelmeerlandern durch Dreschen geschieht. Daher das Sprichwort: „Du sollst dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden.“ Der römische Naturforscher Plinius wunderte sich darüber, daß man zu seiner Zeit im Norden das Getreide nicht im Freien, sondern auf der Zenne in Schürren drosch. Das „Kloppe“ im Freien war also im Norden nur eine Ausnahme. Aus einem solchen im Freien gelegenen Drechselpfahle ist offenbar auch die oldenburgische Stadt Kloppeburg entstanden, gleichwie im alten Griechenland verschiedene Städte nach der Alos, der Drechselnle, den Namen erhalten haben.

Ein es aber könnte der Fremde und vielleicht auch der Einheimische aus den Burgen Landwührdens lernen: was nämlich der Ausdruck *Burg* eigentlich für einen Sinn hat und woher er stammt.

Daß er ursprünglich nicht etwa nur von den Ritterburgen gebraucht wurde, kann man aus den vielen Städtenamen, wie: *Hamburg*, *Magdeburg*, die damit gebildet sind, ersehen. Auch die Worte: *Bürger*, *Bürgermeister* (ursprünglich *Bürgermeister*, d. h. „Meister der Burg, mittelhochdeutsch: „der Buirge“) könnten einen *Las* lehren. Man erklärt *Burg* gewöhnlich für eine Ablautbildung von *bergen*, also mit *Vergeort*, *Zufuchtsstätte*. Aber diese Ableitung ist verfehlt. Dagegen spricht vor allem das weibliche Geschlecht des Wortes: die *Burg* — diese Ablautbildungen aber: *der Fluß*, *der Wurf*, *der Grub*, haben männliches Geschlecht — ferner die mittelhochdeutsche Benennung: die *Burg*, *der Buirge* (vgl. *Bilrgemiller* und Ortsnamen wie: *Bilrgast*, *Enzbürg*), endlich die altdeutsche und englische Form des Wortes: *Burag*, *borough*, *altä* *jüdisch*: *burug*, *angelsächsisch*: *byrig*.

Diese zweifelhafte Wortform führt uns auf die Quelle des urdeutschen Ausdrucks, der, man kann sagen, die Welt erobert hat. Vgl. ital. *borgo*, span. *port*, *burgo*, frz. *bourg*, kleine Stadt, Flecken, spätklat. *buras*, *Naßell*, griech. *pyrgos* und Ableitungen wie: ital. *borgese*, span. *burgas*, frz. *bourgeois*, *Bürger*.

Diese Quelle aber ist deutsch, nordischem Sprachboden entspringen. *Burag* oder *Burag*, die altdeutsche Form, ist eine Fügung aus *Bur* und *hag*. *Bur* ist ursprünglich ein Sammelbegriff, gleichbedeutend mit *Bauerschaft*, wonach der einzelne Vorgänger früher *Gebur* (schlesisch noch heute: *Gebauer*, vgl. die Familiennamen: *Reinberger*, d. h. *neuer Nachbar*) hieß. In diesem Sinne einer Mehrheit, der gesamten Dorf-

schaft erscheint *Bur* (*Bauer*) oftmals in dem Bauernbrief der Neterlander Bauerschaft (*Ramsauer* S. 125 f.), nach der z. B. „die Bauergeschworenen mit Zuziehung der ganzen *Bur* den bruchfälligen Schuldigen pfänden sollen. Das Grundwort aber ist das früher besprochene *hag*, bzw. *hege*, wonach die Friesen im Gudrunliede „*Begeling*“ und nordische Fürsten: „*Hagen*“ (abw. *halon*, altnord. *högn*) heißen. Ein *hag* ist eigentlich ein *Sack* oder *Verhack*, *Verhau*, ein *Aufwurf*, das Wort also sinverwandt mit *Wurf*, *Wurt*, nach dem die Lande *Wursten* und *Wührden* benannt sind, gleichwie die *Chauten* (auf der Bentingerischen Reisefarte aus der Römerzeit: *Soci*) nach den „*Hoagen*“ (altfries.) = *Hagen* heißen.

Freie *Buren*, *Bauerschaften* haben also die ältesten *Burgen* zu ihrem Schutze und zur Vergung ihrer Herden erbaut, nicht die *Ritter*. „Als *Adam* *hac* *te* und *Eva* *spann*, wo war denn da der *Edelmann*?“ lautet ein Wort der aufständischen süddeutschen, unterdrückten *Bauern*, das zur Zeit des Bauernkrieges (1525) anklang.

Nordische *Bauern* haben die offene Form des Wortes *Burg* und auch die geschlossene auf ihren Ausreisen bis nach dem alten Hellas verpflanzt. *Pyrgos*, d. i. *Burg* (*Bürg*) wird bei Homer die Stadtmauer Trojas mit den Türmen, dann auch die Mauer um das Schiffslager, auch im übertragenen Sinne ein *Held*, der wie *Nias* sich dem Ansturm der Feinde entgegenstellte, endlich eine viereckig geformte geschlossene *Schar* genannt. Es ist also *Pyrgos* nur ein anderer Ausdruck für *Teichos* (*Mauer*) = *Deich*.

Die offene Wortform lautet *Gephyra*, d. i. urfpr. *Geburhag*, *hag* der *Geburen*, *Bauern* oder *Nachbarn*. Das Wort hat bei Homer noch seine ursprüngliche Bedeutung: *Damm*, *Erdwall*, *Verhau*, der dazu diente, das Uebertreten eines Flusses zu verhindern, bewahrt. Später hat es die Bedeutung: *Brücke* bekommen. Ein davon abgeleitetes Tätigkeitswort (*gephyria*) wird bei Homer von einer umgestürzten *Mauer* gesagt, die wie ein *Damm* sich in den Fluß legte.

Mit Abfall des Anlauts (nach altgriechischer Weise) entspricht im Griechischen dem Worte: *Gephyra* der öfters vorkommende Städtenamen: *Gephyra* auch *Korinth* hieß früher so) und in Spanien und Britannien der Ortsnamen *Ebora*, *Ebura*, *Eboracum* (letzteres jetzt „*York*“ genannt, kein „*altfriesch*“, sondern *urgermanisch* und mit *Eburdonum*, *Ebrodonum*, d. h. *Geburenzaun* (nd. *Tun*, engl. *town*) gleichbedeutender Name.

Die für die Urgeschichte Landwührdens bedeutsamste *Burg* ist die *Schwingenburg*.

In dem Mittelalter Lagerbuch vom Jahre 1782 heißt es, das *Schwingenburg* schon auf sehr alten Karten vorkommt. Ein Verzeichnis der Preussischen Landereien in Landwührden vom Ende des 16. Jahrhunderts spricht von der im „morigen *Swingenfeld*“ belegenen „*Swingenburg*“, die nach anderer Uebersetzung die *Burg* der „von *Schwegen* oder *Schwingen*“ gewesen sein soll. Die Ortschaft *Schwegen* liegt hinter der östlichen Grenze Landwührdens auf einem Geestrüden.

Schwegenburg ist natürlich die ältere, ursprüngliche Namensform. Der Name *Schwenge* begegnet wiederholt als Bezeichnung einer Siedlung im Oldenburgischen und in Westfalen (Amtsgericht *Weshta*, *Burg*, *Wittlage*). Eine verkürzte Form für *Schwenge* ist *Schwei* (*Dorf* in *Oldenburg*, *Amte Brake*) und für *Schwengeburg*: *Schweiburg* (*Amte Barel*).

Schwenge, *Schwei* ist der Name der *Schweden*. Vgl. *Swia* — *Rike*, *Land* um *Stockholm*, *Swehans* = die *Schweden* (bei *Jordanes*, dem Geschichtsschreiber der *Goten*). Bei *Tacitus* heißen sie: *Eniones*, im mittellernen Latein: *Eveones*, im Altnordischen: *Swiar* oder *Swear*. Der heutige Name: *Schweden* geht auf die altnordische Zusammensetzung: *Swithiod*, d. i. das *Swi* — *Woll* zurück. Das Wort: *Thinda*, *Thiod* wurde früher mit „*Auszug*“ erklärt (*Thi*, urfpr. *Thi* = *Zug*, *ut* = *aus*). Denselben Sinn hat *Swi*, *Swie* (*Swieh*), urfpr. *Wäweg* (*Weg* = *Bewegung*, *Zug*). Die *Swilonen*, *Swelans* führen also diesen Namen als Ehrentitel. Es sind die „*Ähnen*, *Väter* der *Witingeranzüge*“, gleichwie die *Teutonen* (*Thindans*) die „*Ähnen* der *Thinden*, ausziehenden *Vollkscharen*“ sind.

Die gleiche Bedeutung, die den Namen der *Swilonen* und *Teutonen* zukommt, hat auch der Name der *Gutonen* oder *Gutonen*, wie die *Goten* bei den alten Schriftstellern heißen. Altschwedisch heißen sie *Gautar* (*von ga* = *gehen*, *ut* = *aus*) oder *Gutthinda*. Die Beilegung: *Thinda* (*Thiod*) soll die nicht mehr recht verstandenen Namen der *Goten* und *Swien* erklären.

Goten und *Schweden* sind in der Urzeit aus *Scandinavien*, d. i. urfpr. *Ufstandinavia*, dem Mutterlande (*Abia*) der „*Ausgehenden*“ ausgezogen. Auch die *Thüringer*, die vor den *Sachsen* zwischen *Unterweser* und *Unterelbe* nach der alten Sage anlässlich waren, stammen von da. Zeuge dessen ist der westlich von *Stockholm* vorkommende Ortsname: *Toring* — so werden die *Thüringer* zuerst zu Anfang des fünften Jahrhunderts genannt — und der lange aus *Schweden* über *Dänemark*, *Schleswig*, *Niederachsen* und die *Mark*, *Thüringen* bis zur *Mainlinie* reichende *Zug* der Ortschaften, deren Namen auf — *löf* (*Lagerlöf*), — *lev* (*Haderslev*, — *loben* (im Volksmunde — *laben*) endigen. Das Namenwort stimmt zu dem griechischen *Laos*, urfpr. *Lajos* (*Laios*), eig. *Lauf*, mundartlich: *Laf*, ziehende *Vollkschar*. „*Laufplätze* hießen von alterher die *Sammelplätze* der Länder, deren Herren einen Krieg vorhatten, und in der Geschichte der *Schweiz* spielen die „*Reisläufer*“ der kriegerischen *Jungmannschaften* eine große Rolle. In den Ortschaften Landwührdens aber mußten die *Hausmannsstellen* die „*langen Zuhren*“ und „*Laufreisen*“ verrichten. Hier wie im Süden wurde also *Lauf* vor den *Heerreisen*, *Kriegszügen* gebraucht. Und „*Auszug*“ nennt man heute noch in der *Schweiz* das aktive *Heer* (bis zum 32. Lebensjahr).

Einem urzeitlichen, nordischen Auszuge verdankt auch die Schwingen-
gung und verdanken die anderen Gledelungen des Namens Schwege,
Schwei ihre Entstehung. Gerade in Schweden war auch die Verehrung
des Samneregottes, des Thor, von der in Landwährden die Flurnamen
Sammerthür und Hammerstlenke zeugen, tief eingewurzelt, ja er galt
dort neben Frey als der höchste und vielleicht älteste Gott, als der eigent-
liche „Land-As“. Nicht anders war es in Norwegen, wo — iders häu-
fig Thorsbilder erwähnt werden und mit seinem Hammer bewaffnet der
Gott in dem mit Böden bespannten Karren stand (Weinhold, Altnordi-
sches Leben, S. 120). (Schluß folgt.)

Die Museen im Dienste der Handwerkskultur.

Von Dr. Wilhelm Preßler (Hannover).

Die Freude am Schönen und an reichem Besitz und der Stolz auf eine
schöne Geschichte waren schon früh die Veranlassung für die Landes-
herren, größere Sammlungen anzulegen. Die Daseinsberechtigung eines
Museums ist aber um so größer, je mehr es der Gesamtheit dient. Infolge-
dessen sind die Museen seit Jahrzehnten bestrebt, Volksbildungs-
anstalten im edelsten Sinne zu werden. Diese der Gegenwart zuge-
wandte Tätigkeit der Museen tritt augenblicklich in Deutschland ganz
besonders in den Vordergrund, weil in der Gegenwart es dem Privat-
männ fast unmöglich gemacht ist, sich selbst Bildungsmittel zu erwerben,
und infolgedessen diese wichtige Kulturaufgabe in steigendem Maße den
Museen und Bibliotheken zufällt.

Doch damit nicht genug. Auch dem praktischen Leben und der Zu-
kunft vermögen die Museen wertvolle Dienste zu leisten. Die Zeit liegt
lange hinter uns, in der man Kunstgewerbemuseen ausschließlich als Vor-
derammungen gründete. Denn ein einfaches Nachbilden alter Formen
ist einer Zeit, deren Geist ganz andere Formen als sich angemessen emp-
fand, hat seinen großen Wert. Infolgedessen wurde in den letzten
Jahrzehnten mehr die pflegende und bildende Tätigkeit der Museen be-
achtet. Heute geht man darüber hinaus. Man verlangt von den Museen
mehr, nämlich eine Stärkung der Kräfte für die Zukunft. Denn die
Not der Zeit ist so groß, daß sie die ganze heimische Ueberlieferung zu
unterbrechen droht, nämlich nicht nur die Kenntnis der alten Formen,
sondern die Kenntnis der alten Arbeitsweise und den Bestand des alten
Arbeitsgerätes. So verlangt man mit Recht von den Museen jetzt außer
der Denkmal- und der Bildungspflege neues Leben für das Schaffen
des Volkes. So erwächst aus den noch nirgends ausgeschöpften Geistes-
schätzen der Museen eine neue wichtige Aufgabe. Die Museen können
vielen Zweigen der Wirtschaft und des Geisteslebens dienen. Was jetzt
besonders bedroht erscheint, ist die deutsche Handwerkskultur, und
daher muß zuerst unter den praktischen Zukunftsaufgaben die Erhal-
tung und Neu belebung volkstümlichen Handwerks und heimischer Volks-
kunst im Vordergrund stehen.

Wie erfüllen die Museen diese Aufgaben?

Die Grundlage, wenn auch nicht die Hauptaufgabe, aller Museen ist
das Sammeln des Stoffes. Es müssen sowohl die Gegenstände wie ihre
sprachlichen Bezeichnungen, sowie die mit ihnen verbundenen Gebräuche
erhalten werden. Unter den eigentlichen Gegenständen ist zwischen
Arbeitsstoff, Arbeitsgerät und Fertigware zu unterscheiden. Vom Ar-
beitsstoff ist z. B. bei der Töpferei der Ton in den verschiedenen Stadien
seiner Zubereitung zu zeigen, bei der Bäckerei die Herrichtung des Mehles,
wie im Frankfurter Kochkunstmuseum all das Viele, das zu einer einzigen
Suppe gehört, in Modell und Bild vorgeführt wird, beim Glaser die
Herstellung der Glasmasse, beim Gutmacher die Art von Stroh und Füll;
für die Knopfmacherei ist in dieser Hinsicht das Knopfmuseum in Prag
vorbildlich; die Korbmacherei braucht vielerlei an Holz, Bast und Rohr;
mannigfaltig ist der Stoff, aus dem durch die Kunst des Schneiders unsere
Trachten entstehen, noch vielseitiger die Menge der Färbungen, die unter der
kunstfertigen Hand des Färbers durch Färbeln, Beizen und Polieren zu
ganz anderem Aussehen gelangen. Zum Vergleich sei an die großzügige
Anstellung im Bremischen Städtischen Museum für Naturgeschichte und
Völkerverständnis erinnert; dort findet man die ganze Tabak- und Baumwoll-
fabrikation nicht nur in der Bearbeitung des Einzelstückes vorgeführt,
sondern sieht auch die Beschaffenheit und Gewinnung des gesamten Roh-
stoffes.

Das Ergebnis aus Stoff und Arbeitsgerät ist die Fertigware. Fast
alles, was in kulturgeschichtlichen Museen aufgestellt ist, kann man
von diesem Gesichtspunkte aus betrachten. Leider tut man das nur sel-
ten, weil all das Schöne, was handwerkliche Kunst hervorgebracht hat, in
den Museen meistens in anderem Zusammenhange gezeigt wird, entweder
als kunstgewerbliches Stück oder innerhalb einer Kulturgruppe (Haus-
rat oder Wohnwesen oder Tracht). Höchstens wird noch die Entwick-
lungsgeschichte der Form berücksichtigt, indem die Stücke nach stilistischen
Merkmale aufgestellt werden. Es bedeutet dem gegenüber schon einen
Fortschritt, wenn auch die Entwicklung der verschiedenen technisch und
konstruktiv bedingten Formen in ihrer zeitlichen Reihenfolge gezeigt wird,
wie man dies z. B. durch Vorföhrung der vielen grundverschiedenen
Trachtenformen tun kann. So gewinnen wir wenigstens eine Entwick-
lungsgeschichte der Art und der Form, eine Phylogese, bekommen aber
noch nicht ein Bild der Entwicklungsgeschichte des Einzelstückes, der
Ontogenese.

Diese von Museen bisher allzu wenig beachtete Entstehung des
Einzelstückes ist aus dem ungeheuren Material der Museumschätze
durch Belege leicht zu veranschaulichen. Der Museumsleiter selbst wird

erkant sein, wie schnell er aus den vielen bisher unter anderen Gesin-
nungen eingeordneten Gegenständen (nötigenfalls unter Ergänzung an
seinen Speicherbeständen) eine Entwicklung zusammenstellen kann, die den
Beschauber nicht nur durch die andersartige Aufstellung anregt, sondern
auch durch die schnelle Vermittlung der klaren Erkenntnis längst geübter,
aber nicht geschauter Zusammenhänge besonders befriedigt. Einen Ver-
such in dieser Hinsicht hat man unternommen, als man die Flachsbe-
arbeitung von der Pflanze über Repe, Tratsche, Bräse, Schwinge, Hechel,
Spinnrad, Haspel, Spulrad, Schertoppen und Webstuhl bis zum fertigen
Leinen zeigte und die Uebersehtlichkeit und Verständlichkeit durch eine
Erklärungstafel vermehrte.

Mit Unrecht ist die sprachliche Seite der Sachforschung von
Museen häufig vernachlässigt worden. Wie große Bedeutung man ihr
in wissenschaftlichen Kreisen beilegt, geht aus der 1909 erfolgten Grün-
dung einer eigenen Zeitschrift, „Wörter und Sachen“ (Weidberg, Karl
Winter) hervor, deren Ziel nach dem Vorbilde von Jakob Grimm die
gegenseitige Durchdringung von Sprach- und Sachforschung ist.

Sowohl die Sache wie Sprache sind nicht nur vom entwicklungs-
geschichtlichen, sondern auch vom geographischen Standpunkt aus
zu erforschen. Die Form eines jeden Gegenstandes hat ihr bestimmtes
Verbreitungsgebiet, ihren Kulturkreis, ebenso hat die sprachliche
Form jeder Benennung eines Stüdes, einer Beschäftigung und eines
Handwerkers ihren Sprachkreis. Sei es nun, daß diese Sprach- und
Sachwellen durch uralte Stammesverhältnisse oder durch spätere Terri-
torialgrenzen oder durch verkehrsgeographische Gründe verursacht sind,
immer bleiben sie von der allergrößten Bedeutung für die Erkenntnis der
großen Zusammenhänge in Zeit und Raum. (Mit der ursprünglichen
Verbreitung der Form darf natürlich die Verschleppung der Einzelstücke
nicht verwechselt werden, ebenso ist unter den Bezeichnungen nicht die
landläufige hochdeutsche, sondern die in der Volksmundart wurzelnde
Ortsbezeichnung das Wichtige.) Ueber die plattdeutschen Bezeichnungen
der Konstruktionssteile des Bauernhauses habe ich einen Sprachatlas von
Nordwestdeutschland gezeichnet, aus dem bis jetzt die eine Karte über die
Namen Türschwelle veröffentlicht ist (Museumskunde, Band X, Heft 1,
Seite 198). Die Verbreitung der deutschen Handwerkeramen (Töpfer,
Böttcher, Tischler) hat Leo Rieder auf drei farbigen Karten seiner Doktor-
arbeit (Zur landschaftlichen Synonymie der deutschen Handwerkeramen,
Freiburg i. Br. 1917) gezeigt. Das alles sind nur bescheidene Anfänge
gegenüber der ungeheuren Arbeit, die zu leisten ist.

Beim Sammeln des Stoffes muß auch die geistige Seite der
Handwerkskultur sogleich planmäßig berücksichtigt werden. Ich denke da
zunächst an die Inschriften, mit denen der Tischler und Töpfer, der
Zimmerer und der Bäcker das Werk ihrer Hände zieren und ihm so außer
durch die Form, die sie ihm geben, noch einmal besonders den Stempel
ihres Geistes ausdrücken. Derartige Sammlungen von Inschriften wer-
den vielleicht außer dem Vaterländischen Museum in Hannover noch
andere Museen angelegt haben. Auch die Sitten und Gebräuche
des Handwerkerlebens sollten in den Museen nicht nur aus der Vergangen-
heit, sondern in ihren letzten noch lebenden Resten auch aus der Gegen-
wart gesammelt werden.

Das deutsche Handwerk verdient eingehende Beachtung seitens der
Wissenschaft und liebevolle Pflege seitens der Museen. Möge es dem zu
Anfang des Jahres in Hannover gegründeten Bund für deutsche Hand-
werkskultur gelingen, alle diejenigen Kräfte, die der Erhaltung und Neu-
belebung heimischer Volkskunst und volkstümlichen Handwerks dienen
können, zu vereinigen, zum Segen unseres an geistigen Schätzen noch
immer reichen Vaterlandes!

Treibt Familiengeschichtsforschung.

Von August Holler (Hamburg).

In dem letzten Jahrzehnt hat die Familiengeschichtsforschung in allen
Gauen des deutschen Vaterlandes viele neue Anhänger gefunden, die sich
wiederum zu genealogischen Vereinen zusammengeschlossen haben, um sich
in gegenseitiger Unterstützung bei ihren Forschungsarbeiten zu fördern.

Der Adel und auch der Bauernstand, die beide bodenständig waren,
haben schon früh die Familientradition hochgehalten. Nur die Städter,
sobald sie vom flachen Lande in die Stadt abgewandert waren, vernach-
lässigten sehr bald, Familiengeschichte zu pflegen; vielleicht weil ihnen
im schnellen Leben und hastig vorwärtstretenden Großstadtdriebe die
Zeit dazu mangelte oder auch, weil sie von anderen neuzeitigen Aufgaben
erfüllt waren. So kommt es, daß gerade in den deutschen Großstädten
eine große Anzahl Familien existiert, die über den Großvater zurück nur
selten persönliche Erinnerungen, geschweige denn überlieferte Aufzeich-
nungen besitzen.

Der Sinn und Zweck der Familienforschung wird auch heute noch
zum großen Teil unterschätzt; dabei ist gerade die Familiengeschichts-
forschung in hervorragendem Maße geeignet, die Liebe zur Heimat und
damit das Nationalgefühl zu stärken. Schon Treitschke hat einmal ge-
sagt, daß kein Volk als das deutsche besseren Grund habe, das Andenken
seiner hartkämpfenden Väter in Ehren zu halten.

Erfreulicherweise haben die schweren Kriegsjahre viele Kreise des
deutschen Volkes zur Einklehr gebracht und damit auch die Erinnerung
an vergangene Tage und an vorausgedangene Familienangehörige neu
belebt. In unserem norddeutschen Bezirk hat sich die 1818 gegründete
Zentralstelle für Niedersächsische Familiengeschichte (Stb
Hamburg, Kleine Johannisstraße 20) die Aufgabe gestellt, alle familien-

geschichtlichen Bestrebungen im Niedersachsengau und alle Familien-
geschichtsforscher, namentlich die Anfänger, durch belehrende Vorträge und
durch Unterstützung bei ihren Forschungen zu fördern. Da die Zentral-
stelle durch den Zusammenschluß zweier früher in Hamburg bestehenden
genealogischen Vereine entstanden ist, besitzt sie eine reichhaltige Fach-
bibliothek die für jeden ernsthaften Familiengeschichtsforscher unentbehr-
lich ist.

Ein Schreden der Kirchen- und Staatsarchive ist der dilettantische
Familiengeschichtsforscher, der von den wissenschaftlichen Grundlagen die-
ses schwierigen Gebietes keine Ahnung hat. Es ist deshalb jedem An-
fänger dringend zu empfehlen, wenn er erfolgreiche Familiengeschichts-
forschung betreiben will, Mitglied eines genealogisch-heraldischen Vereins
zu werden. Hier erfährt er aus bester Quelle die Wege, die er einzuschla-
gen hat, um das Dunkel, das über seinen Vorfahren schwebt, zu erhellen.

Eine der wichtigsten Quellen für den Familiengeschichtsforscher sind
zunächst die Kirchenbücher, die in der Regel bis zu Anfang des sieb-
zehnten Jahrhunderts, in einigen Gegenden weiter zurückgehen. Sind die
Kirchenregister durchforscht, so gibt es noch viele andere Quellen, aus
denen man schöpfen kann. Da sind zunächst die Grundbücher, die Leichen-
predigten, die Porträtsammlungen der großen Staatsarchive, die Orts-
chroniken, die gedruckten und im Manuskript erschienenen Familiengeschich-
ten, die Zunftrollen, das urkundliche Material und die Personalakten
älterer Zeit, die Schul- und Pfandprotokolle und viel anderes Material,
das hier nicht einzeln aufgezählt werden kann, durchzuarbeiten.

Wer sich für die Erforschung eines eventuell geführten Wappens
interessiert, muß die zahlreichen Wappenwerke zu Rate ziehen. Im
allgemeinen besitzen die großen familiengeschichtlichen Vereine umfang-
reiche Bittellatologe, Biographien- und Wappensammlungen, die eben-
falls für die Erforschung der Vorfahren gute Dienste leisten.

Hat der Familiengeschichtsforscher nun durch emsiges Nachforschen
vielerlei Material ermittelt, so muß er darangehen, dieses zu verarbeiten.
Es empfiehlt sich zunächst, um schnelle Uebersicht zu gewinnen, die An-
legung einer Stamm- und Ahnentafel, die natürlich nur die Lebens-
daten enthalten können. Daneben müssen für jede erforschte Person Akten
angelegt werden, in denen das biographische Material gesammelt und
geschichtlich verarbeitet wird. Je fleißiger sich ein Familiengeschichtsfor-
scher betätigt, desto reicher wird die Ausbeute sein. Schon mancher An-
fänger, der bei Beginn seiner Forschungsarbeit nichts Geschichtliches von
seinen Vorfahren wußte, konnte nach geraumer Zeit eine lesenswerte
Familiengeschichte verfassen, die den Nachkommen Kunde von längst ver-
gessenen Angehörigen übermittelte.

Wenn auch die familiengeschichtlichen Forschungen viel Mühe und
Arbeit verursachen, so verschaffen sie doch demjenigen, der sich damit be-
schäftigt, genührende Stunden, die um so eindrucksvoller sind, je tiefer
der Betreffende in die Vergangenheit eingedrungen ist.

Der Bierkrooß.

(Nachdruck verboten.)

Nur noch in wenigen Häusern ist der alte Bierkrooß zu sehen, der
vor mehr denn fünfzig Jahren mit zum Hausrat gehörte. Er ist ein
gewichtiges Gefäß aus Ton mit schwerem Binnendeckel. Den geschmückten
Krug zieren die hannoverschen Landesfarben. Meist verlaufen oben und
unten gelbe Ringe. Das weiße Mittelfeld zeigt das springende Sachsen-
roß oder eine Bodmilchle. Häufig findet sich auch eine Inschrift: „Es
lebe mein Viehchen!“ „Seid lustig im Leben!“ „Prost, Nachbar!“ Der
Binnendeckel mit diesem Knopf zum Aufheben trägt den Namen des Besitzers
nebst Jahreszahl.

In Schiffdorf wurde der Krooß in der Hauptsache nur bei Hoch-
zeiten und Beerdigungen gebraucht. An der Tafel machte der mit selbst-
gebranntem Bier gefüllte Krug die Runde. Dann hieß es:

Prost, Broder,
ut den'n bunten Schol,
heß nich geholt,
heß nich belohlt,
drinf, Broder
dat't di Gott segnet.

Oder:

Prost! sech Krooß,
nickt de Res' in'n Krooß,
Danck! sech Jan,
nickt de Res' in de Kann.

Vor der Hochzeit oder Beerdigung wurde schon Tage vorher durch
eine Frau, die „Umlöversche“, das Geschütz im Dorfe gesammelt, auch die
Kritze. Nach der Feier wurde der mit Warmbier gefüllte Krooß den Ver-
wandten und Nachbarn ins Haus gebracht. In das mit Syrup gesüßte
Bier war Weißbrot hineingebröckelt worden.

Außerdem war die Verwendung, die der Krooß in Sellstedt fand.
Dort krellte er beim Glasbrechen. Diese Arbeit wurde im Herbst in
Angriff genommen. Die jungen Mädchen, die am Tage bei der Kartoffel-
ernte tätig gewesen waren, kamen abends zu fröhlichem Glasbrechen
zusammen. Heute waren alle in diesem Hause versammelt, morgen in

jenem, bis auf allen Höfen der Flachs gebrochen war. Diese Arbeit
dauerte bis in die Nacht. Dabei wurde ein Krooß „Brannwinstalkschale“
gereicht, ein damals sehr beliebtes Getränk. Es bestand aus Brann-
wein und Wasser und war mit Syrup gesüßt. Gewöhnlich wurde „Stuten“
hineingebröckelt. Das Getränk wurde mit Köffeln aus dem Krooß
geschöpft.

Heute gehört der Krooß der Vergangenheit an.

Heinrich Mahler.

Röhr.

(Nachdruck verboten.)

Röhr ist die volkstümliche Bezeichnung einer Pflanze aus der Familie
der Dreizackgewächse und allen Marschbewohnern wohl bekannt. Im
Mai werden die jungen, halbrunden Blätter gestochen und häufig in
Bündeln zu einem Pfund auf den Markt gebracht. Mit Speck gekocht,
liefern sie ein schmackhaftes Gemüse.

Der Röhr ist eine Salzpflanze. Er wächst nur an salzhaltigen Stel-
len, am häufigsten daher auch auf dem Außenbeich. Doch auch binnen-
beide steht er auf solchen Wiesen, die vom Salzwasser überflutet werden.
Wie alle Salzpflanzen hält er die aufgespeicherte Feuchtigkeit mit großer
Fähigkeit fest. Jeder Landmann weiß, daß diese Pflanze nur langsam
trocknet und länger bearbeitet werden muß als gewöhnliches Wiesenheu.
In Büchern wird der Röhr Meerstrands-Dreizack genannt; er ver-
dankt diesen Namen der Form seiner Frucht. In Südeuropa wurde
früher Soda aus ihm gewonnen.

Auf Moortwiesen unserer Heimat wächst nicht selten der Sumpfröhr,
der in allen Teilen seiner ist. Als im Winter 1921/22 die Geesteneriederung
monatelang unter Wasser stand, wurde die alte Grasnarbe stellenweise
vollständig vernichtet, so daß im Sommer auf mancher Wiese buchstäblich
jeder Grashalm fehlte. Ich besuchte damals ein Wiesengelände in der
Nähe des Sellstedter Sees, die sogenannte Baviß, die schwer gelitten hatte.
Kein frischer Grashalm war auf der zerstörten Fläche zu sehen, nur der
Sumpfröhr fühlte sich ungemein wohl und bildete in der grauen Wüste
grüne Däsen. Nach Ansicht unserer Landleute ist diese Pflanze dem Vieh
schädlich, da sie Durchfall bewirkt.

M.

Vermischtes.

+ Zur Frage der Volkstrachten. Einen beachtenswerten Beitrag zu
dieser Frage bringt Beate Bartels im Aprilheft der Zeitschrift „Nieder-
sachsen“, in dem sie endlich einmal die Einsichtigen nicht zum Reden über
die Wiederbelebung der Trachten, sondern zur Tat selber auffordert. Sie
geht dabei von der Frage aus: Worin liegt denn der offenbare Mißerfolg
all dieser auf Belebung der Volkstrachten gerichteten Bestrebungen, mögen
sie nun von Vereinen oder Einzelpersonen, z. B. Landpastoren, ausgehen?
Und antwortet: Entschieden doch im Kern darin, daß die Landbevölke-
rung sich nicht so recht davon überzeugen läßt, daß ihre ländlichen Trach-
ten an Schönheit und Wert der oft so bewunderten städtischen Kleidung
weit überlegen sind; und das hat sicher seinen Grund wiederum darin,
daß es eben nur den einfachen Leuten, den „Ungebildeten“, zugemutet
wird, Tracht zu tragen. Und dadurch wird die Volkstracht, so sehr sie
in der Theorie von allen bewundert wird, doch eben zu einer Tracht des
niederen Volkes. Und der Bauer will um keinen Preis als „ungebildet“
über die Achsel angesehen werden. Der Pastor, der die Dorfbewohner in
einem Vortrag auf die Schönheiten der alten Volkstrachten hinweist und
mit der eindringlichen Mahnung schließt, doch ja die heimische Tracht
wieder hervorzuholen, wird ungleich mehr Erfolg haben, wenn die
Pastorenfrau die Theorien ihres Mannes in die Praxis umsetzt und
selbst die schöne, alte Tracht anzieht. Und wie gern wird das ländliche
Schulmädchen und die Schülerin der Volksschule die Tracht anlegen,
wenn auch ihre Lehrerin sie trägt! Daß die Tracht als Alltagskleid nicht
mehr in Frage kommt, ist selbstverständlich. Aber wie schön wird es sein,
wenn jede Frau, jedes Mädchen auf dem Lande die Tracht ihrer Gegend
als Festkleid trägt! Einen wie ganz anderen Charakter werden
die Dorffeste bekommen! Wie wird die Freude an den alten Volkstänzen
und Liedern wieder erwachen, die ein wirksames Gegenmittel sind gegen
die modernen ausländischen Tänze und die leider so beliebten „Schlager“.
Wie manche Klust wird überbrückt werden, wenn die Tagelöhnerfrau
und die adlige Gutsfrau sich durch die gemeinsame Tracht als Kinder
derselben Scholle fühlen! Es muß dahin kommen, daß nicht mehr das
trachttragende Landmädchen als rückständig und ungebildet gilt, sondern,
daß umgekehrt die Landfrau, die die meist so schlecht zu ihr passende städti-
sche Kleidung ihrer schönen Volkstracht vorzieht, als kulturlos betrachtet
wird. In Schweden besitzt fast jedes Mädchen, jede Frau, das einfache
Landmädchen und die Studentin, die Tracht ihrer Landschaft, und bei
Festlichkeiten wird die schöne, farbenfrohe Tracht hervorgeholt; des-
halb ist auch die Kunst der Handweberei in Schweden in allen Volkstreifen
so weit verbreitet; und es ist gewiß kein Zufall, daß der Verkehr zwischen
der männlichen und der weiblichen Jugend gerade in Schweden viel
harmloser, unbefangener und gesünder ist als leider vielfach bei uns. Die
Pflege alter, heimischer Gebräuche ist nun einmal das beste Gegenmittel
gegen den Verfall der Sitten.